

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 29 (1919)
Heft: 2

Artikel: Geographie und Ethnologie
Autor: Speiser, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GEOGRAPHIE UND ETHNOLOGIE. VORTRAG VON DR. FELIX SPEISER IN DER VERSAMMLUNG DES VEREINS SCHWEI- ZERISCHER GEOGRAPHIELEHRER DEN 6. OKTOBER 1918 IN BASEL.

Wenn theoretisch die Aufgabe der Geographie sich auf die Erforschung der Erdoberfläche beschränkt, so wird sie hierbei in der Praxis doch nicht stehen bleiben, sondern versuchen, von den gewonnenen geographischen Gesichtspunkten aus das Verhältnis des Menschen zur Erdoberfläche zu beleuchten; denn es ist schliesslich das Endziel jeder Wissenschaft, die praktischen oder philosophischen Erkenntnisse des Menschen zu vermehren. In der Behandlung der Beziehungen des Menschen zur Erde darf aber die Geographie sich nicht auf die Abhängigkeit der sog. Kultur- oder Halbkulturvölker von den geographischen Bedingungen beschränken, lediglich vom Standpunkte der modernen ökonomischen Zustände aus, sie hat ebenso sehr auch die sog. Naturvölker in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen, einmal, weil auf diese die geographischen Einflüsse viel unmittelbarer wirken, als auf die Kulturvölker, ferner auch, weil nur auf einer möglichst breiten Basis die Gesetze der Wechselwirkung zwischen Mensch und Erde klar erkannt werden können.

Wir sprechen von Wechselwirkung, weil es sich nicht um die einseitige Abhängigkeit der Kultur von den betreffenden geographischen Bedingungen handelt, sondern, weil die Kultur ihrerseits die geographischen Faktoren ändern kann. So wird die Wüste Zentral-Australiens durch Irrigation mählich zu gutem Weidland für Schafe umgewandelt. Aber es ist nicht zu bestreiten, dass die Beeinflussung der Erdoberfläche durch den Menschen erst von einer gewissen Kulturstufe an auftritt, während auf niederen Kulturstufen der Mensch den geographischen Bedingungen fast ganz passiv gegenübersteht, dass also bei den sog. Naturvölkern der Einfluss der geographischen Bedingungen sich viel intensiver und unmittelbarer zeigen muss, als bei dem modernen Menschen. Denn es ist eben das Wesen der Kultur, sich von den äussern Einflüssen, den Unbilden der Umgebung stets unabhängiger zu machen; die Kultur stellt einen Schutzwall dar gegen die feindlichen Kräfte der Erde; sie versteht es, durch guten Wärmeschutz, durch Anlage von Vorräten, durch Verbesserung der Verkehrsmittel, durch systematische Ausnützung der vorhandenen Kräfte, von kleineren Schwankungen in den äussern Bedingungen fast unberührt zu bleiben. Diese Unempfindlichkeit haben die Naturvölker nicht. Jeder äussere Einfluss berührt sie unvermittelt

und ungeschwächt, sie leben der Natur viel näher als der Kulturmensch und tragen daher mit Recht die Bezeichnung: Naturvölker. Es wird sich also der Einfluss der geographischen Bedingungen bei den Naturvölkern aufs deutlichste zeigen und da die Ethnologie sich hauptsächlich mit den Naturvölkern befasst, ist sie von der Geographie in hohem Grade abhängig. Denn keine Kultur kann wirklich verstanden werden, ohne eine genügende Kenntnis der geographischen Bedingungen, in denen sie sich findet, andererseits kann aber auch vom Geographen die Wirkung solcher Bedingungen auf eine Menschengruppe so lange nicht in Rechnung gestellt werden, als er nicht ihre Kultur kennt. Die nämliche Kulturstufe nomadisierenden Jägers tums tritt dem Ethnologen im Urwald ganz anders entgegen als in der Wüste, der Einfluss der Umgebung macht sich bemerkbar bis in alle Einzelheiten der religiösen Vorstellungen, der Geograph aber wird beobachten, dass die klimatischen Bedingungen des gleichen Landes ganz anders auf den Viehzüchter wirken, als auf den Bauern oder auf den modernen Industriemenschen. Diese vielgestaltige Wechselwirkung von Mensch und Erde ist denn auch schon in den ältesten Zeiten erkannt worden, und die ältesten Reisebeschreibungen haben nicht nur geographische, sondern auch ethnographische Beobachtungen gebracht, in der richtigen Erkenntnis, dass für eine erschöpfende Schilderung eines Landes beide unentbehrlich seien. Es ist also auch heute eine selbstverständliche Ansicht, dass jede Kultur von den geographischen Bedingungen ihres Gebietes abhängig sei, ja, man glaubte zu einer Zeit sogar, in den geographischen Bedingungen die einzige Ursache für die Unterschiede in der Kultur der Menschheit finden zu müssen. Die für den Menschen ungünstigen Verhältnisse der Kalahari sollten allein verantwortlich sein für die parasitische Lebensweise des Buschmannes, das kräftigende und rauhe Klima Mitteleuropas sollte in der weissen Rasse jene Energie entwickelt haben, durch welche der Europäer zur derzeitigen Herrenrasse der Welt geworden ist, eine Anschauung, bei der man eine verschiedene Veranlagung der einzelnen Rassen allerdings ganz ausser Acht gelassen hat. Heute noch wird der Charakter einer Gegend und der ihrer Bewohner vielfach in Parallele gesetzt. Man führt den Vergleich durch bis in die geringsten Einzelheiten, wobei allerdings die geographische Schilderung die ethnographische an Richtigkeit meist weit übertrifft, denn den Charakter einer Landschaft zu erkennen, ist wesentlich leichter, als in den Charakter eines Volkes einzudringen. Derartige Versuche enden leicht als oberflächliche Spielerei und es bleibt künftiger Forschung vorbehalten, zu ergründen, ob der Gebirgsbewohner z. B. wirklich so viel fröhlicher und farbenfreudiger, energischer und tüchtiger ist, als der Bewohner des Flachlandes oder des nebligen Nordens, und wenn dem so wäre, ob dies von der fröhlichen Vielgestaltigkeit der Berggipfel oder

der monotonen Horizontalen des Meeres oder der Ebene abzuleiten sei. Man wird sich in der Wissenschaft einstweilen besser noch auf die Untersuchung der zweifellos vorhandenen materiellen Wechselwirkung beschränken und vielleicht ist auch die Rasse nicht ganz von der geographischen Bedingung unabhängig. Was man auch schon für Rasseneinteilungen der Menschheit aufgestellt hat, so ist doch Blumenbachs System, nach dem jeder Kontinent seine eigene Rasse besitzt oder entwickelt hat, dasjenige, das dem natürlichen Empfinden am meisten entspricht und der geographischen Verbreitung der Rassen am klarsten Rechnung trägt: der Kaukasier, der Weisse, als Bewohner Europas, der Mongole als der Asiens, der Äthiopier als Afrikaner, der Amerikaner als die Rasse Amerikas, der Malaye als Sammelname für den Menschen der Südsee. Rassenverschiebungen, von denen Blumenbach noch nichts wissen konnte, haben dieses Schema allerdings getrübt, und die neuere anthropologische Forschung lässt eine Verwandtschaft des Amerikaners mit dem Mongolen nicht als unmöglich erscheinen; den Australier hat man schon als anthropologisch nahe verwandt mit den Wedda-artigen Völkern S.-Asiens hingestellt, und die Pygmäen der Andamanen als Verwandte des Buschmannes und der zentralafrikanischen Pygmäen. Es gibt Stimmen, die die absolute Konstanz der Rasse überhaupt leugnen, die meinen, dass im Laufe vieler Generationen eine Rasse sich in fremdem Gebiete umformen müsse, zu der dem betreffenden Gebiete entsprechenden Menschenform, oder dass sie als Rasse in fremder Erde zu Grunde gehen müsse. Es ist indes z. B. fraglich, ob der Neger in N.-Amerika nicht allmählich ausstirbt und die spezielle Varietät, zu welcher der Europäer in Amerika und Australien sich entwickelt hat, ist allgemein bekannt. Absolut konstant scheint die Rasse nur dann zu bleiben, wenn sie ihren Wohnort nicht verändert. Wäre der Amerikaner z. B. mit dem Mongolen verwandt, so wäre er als nichts anderes denn als amerikanische Varietät des Mongolen aufzufassen. Man beginnt also heute, an der absoluten Konstanz der Rasse zu zweifeln, und es liegt nahe, etwaige Veränderungen der Rassen, die Entwicklung lokaler Varianten von einer Änderung der geographischen Bedingungen abhängig zu machen. Die Vertreter der monogenetischen Entstehung des Menschen glauben, dass die Menschheit in ihrem Werdestadium plastischer gewesen sei als heute, dass sie sich leichter den geographischen Bedingungen angepasst habe und dass sie erst nach Vollendung der Anpassung sich zu den heutigen sog. Dauertypen ausgebildet habe. Es ist aber die Frage, ob wir es heute mit Dauertypen zu tun haben oder ob diese Dauertypen sich nicht doch in anderer Umgebung wieder ändern können. Eine gewisse Abhängigkeit der Rasse von den geographischen Bedingungen ist also, wenn nicht sicher zu behaupten, doch stark in Frage zu ziehen. Es liegt daher sehr nahe, auch nach der Abhängig-

keit der Kultur von den geographischen Bedingungen zu suchen: wie man annahm, dass die unwirtliche Kalahari nur eine Kultur beherbergen könne, die derjenigen des Buschmannes entspricht, so war man versucht, zu behaupten, dass an den Küsten des arktischen Meeres eine andere als die Kultur der Eskimo undenkbar sei und dass in der wenig freigebigen Natur Australiens eine andere als die australische Sammelkultur sich nicht hätte entwickeln können. Allein, wo früher nur der Australier durch Sammeln und Jagen ein entbehrungsreiches Leben fristen konnte, hat heute der Europäer Viehzucht und Ackerbau mit Erfolg eingeführt; in Ceylon wohnen der scheue jagende Weddah und der ackerbauende kultivierte Singhalese unter den gleichen geographischen Bedingungen nebeneinander; wo früher der nordamerikanische neolitische Jäger die spärlich besiedelte Ebene durchstreifte, ist heute der Sitz einer aufs höchste entwickelten modernen Industrie. Das zeigt uns eine auffallende Unabhängigkeit der Kultur von geographischen Faktoren insofern, als Kulturhöhe viel weniger von diesen Faktoren abhängt, als von der geistigen Veranlagung der Bewohner einer gegebenen Gegend, so zwar, dass die höhere Kultur da dem Boden einen reichen Ertrag abzuzwingen versteht, wo die niedere Kultur nur mühselig dem Boden das Allernotwendigste abringen kann.

Es tritt hier das tiefste Wesen der Kultur klar zu Tage, dass sie nicht passiv nur aufnimmt, was sich an Nutzbarem bietet, sondern dass sie aktiv die produzierenden Kräfte der Erde zu reichem Ertrage steigern kann, wodurch andererseits wieder im Menschen Kräfte frei werden, die zu neuer kultureller Arbeit verwendet werden können. Daher kann höhere Kultur da gedeihen, wo tiefere zu Grunde gehen muss, die Besiedlung der wildarmen Südsee-Inseln z. B. ist nur durch ein Hackbau treibendes Volk möglich gewesen, da sammelnde Jäger, wie die Australier, dort niemals ihr Leben hätten fristen können.

Zweifelloos ist es daher, dass durch die Entwicklung der Kultur das Gebiet der Ökumene sich ganz bedeutend vergrößert hat und dass es sich noch weiter vergrößern wird und von der Höhe der heutigen Kultur aus lässt sich statt der Frage: wie wirken geographische Faktoren auf unsere Kultur ein, die vielleicht interessantere Frage stellen: wie reagieren gegebene geographische Bedingungen auf die moderne Kultur?

Allein diese Frage ist vom Ethnologen nicht mehr zu beantworten. Er beschäftigt sich vor allem mit jenen Kulturen, aus denen die moderne Kultur sich erst entwickelt hat und für diese niederen Kulturen sind die geographischen Faktoren allerdings in hohem Masse bedingend, weil Kulturhöhe nichts anderes ist als das Mass, in dem der Mensch sich von äussern Einflüssen unabhängig machen konnte. Aber das ist stets zu bedenken, dass die geographischen Faktoren nicht allein die Kultur bedingen, sondern ebenso sehr die geistige Veranlagung

der betreffenden Bevölkerung, die heute zwar noch als ein Imponderabile jeder Einreihung in Gesetz und Regeln Widerstand leistet. Was die Ursachen sind, die ein Volk während Jahrtausenden auf der gleichen Stufe der Kultur hielten, während andere Völker sich in der gleichen Zeit aus der Kultur des zugeschlagenen Steines zur modernen Kultur emporgerungen haben, ist uns noch ganz unbekannt. Durch die geographischen Bedingungen allein kann das nicht erklärt werden. Denn der Maori z. B. zeigt sich in seiner Heimat zur Übernahme der europäischen Kultur durchaus fähig und hat doch noch vor zwei Generationen der wildesten Anthropophagie gefröhnt. Die Seminolen in Florida haben sich, durch die Weissen angeregt, zu ansehnlicher Kulturhöhe emporgeschwungen, während andere Stämme gleicher Rasse ihrer neolithisch nomadischen Kultur stetsfort treu geblieben sind, und welch plötzliche Wandlung in der Kultur Japans in den letzten Jahrzehnten vor sich gegangen, ist allbekannt. Da kann die Befruchtung durch europäische Kultur allein nicht die Ursache sein, weil die meisten Völker auf solche Befruchtung gar nicht reagiert haben. Zur Beantwortung derartiger Fragen ist die Wissenschaft heute noch kaum fähig, eine Einteilung der Menschheit in gross- und kleinhirnige Rassen, von denen nur die ersteren über das Stadium des Naturvolkes emporkommen können, ist unzulänglich, weil lange nicht alle grosshirnigen Rassen sich gleich weit entwickelt haben. Wir treffen hier eben stets wieder den heute noch ganz unbekannten Faktor an, den wir als die geistige Veranlagung bezeichnen wollen und den wir in keine Formel einsetzen können, so lange wir die Gesetze, denen er unterliegt, nicht erkannt haben. So lange lässt sich auch nicht feststellen, welchen Einfluss die geographischen Bedingungen auf die Kulturstufe und Kulturentwicklung ausüben.

Gewisse geographische Grundlagen müssen für gewisse Kulturformen allerdings als Vorbedingung gegeben sein: ein bestimmtes Klima für den Hackbau, ein anderes für die Viehzucht, aber diese Bedingungen schaffen nur zum Teil die betreffende Kultur; der andere Faktor ist die geistige Veranlagung und vielleicht ist dieser der wichtigere und ein Volk sucht sich automatisch denjenigen Wohnort aus, wo sich ihm die günstigsten geographischen Bedingungen bieten. Die sog. Primitiven Völker haben es auch unter den günstigsten äussern Bedingungen nicht über die Stufe der parasitischen Wirtschaftsform heraus gebracht. Hackbauer werden sich meist in Walgebieten finden, Viehzüchter in der Steppe und Hackbauern können, in die Steppe gedrängt, zu Viehzüchtern werden. Der Hackbauer wird in der Steppe zu Grunde gehen und der Viehzüchter kann im Urwald kein Viehzüchter bleiben. Das sind notwendige Anpassungen, die aber nicht beweisen, dass die Kultur einfach eine Funktion der geographischen Bedingungen sei, weil dieser Theorie der absoluten Anpassung die Tatsache widerspricht, dass die Bewohner weiter Erdräume in

der Kultur da zurückgeblieben sind, wo alle Bedingungen zur Entwicklung höherer Kultur gegeben waren, wie in Australien, N.-Amerika, S.-Afrika. Das ist nur erklärlich durch eine höchst variable geistige Veranlagung des Menschen. Die Anthropogeographie musste sich darum bis heute auch damit begnügen, rein kollektiv und deskriptiv der Wechselwirkung von Mensch und Umgebung nachzuspüren; eine auf geographischer Basis beruhende Gesetzmässigkeit im Kulturfortschritt aber liess sich nirgends erkennen. Im Hinblick auf diese Inertie vieler Völker, ihre Lebensweise auf eine ganz neue Basis zu stellen, ist nicht überraschend die oft geniale Anpassung des Menschen und einer Kultur an die gegebenen Bedingungen. In dieser Hinsicht ist jede Kultur, auch die niederste, als etwas in ihrer Art Vollkommenes aufzufassen, denn die äusseren Bedingungen und die geistige Veranlagung sind gegeben, und da der Kampf um die Existenz, besonders auf den niedrigsten Kulturstufen ein ausserordentlich harter ist, müssen alle technischen Hilfsmittel auf die grösste erreichbare Höhe der Vollendung gebracht sein, soll der Mensch im Kampfe ums Dasein nicht unterliegen. Wird bei höherer, symbiotischer Kultur die Beschaffung der Existenzmittel leichter, so sind es andere Faktoren: Bequemlichkeit, Kampf mit Seinesgleichen u. a., welche zu einer steten Verbesserung der materiellen Hilfsmittel drängen. Darum ist jedes Gerät das Ergebnis endlos langer Versuche und Erfahrungen, und wenn sich, in den relativ sehr kurzen Zeiträumen, seit denen wir die Naturvölker kennen, eine Verbesserung ihrer Geräte meistens nicht nachweisen lässt, so kann doch auf Grund von vergleichenden Studien über eine beständige Verbesserung der Apparatur ein Zweifel nicht mehr bestehen. Gar zu leicht stellt man sich das Leben, gerade der parasitischen Völker, als ein sorglos heiteres und leichtes vor, während es in Wirklichkeit ein allerdings sorgloser, aber tödlich ernster Kampf um das Dasein ist, ein Dasein, das durch die beständige Not, den immerwährenden Kampf um Nahrungsbeschaffung unbarmherzig und unablässig aufgepeitscht wird. Da ist die Jagd kein fröhlicher Sport, sondern ein Kampf gegen den Hungertod und die Jagdgeräte sind das Vollkommenste, was der Mensch auf dieser Stufe sich ersinnen kann und jeder Bogen oder Pfeil sind das Produkt geographischer Bedingungen und einer bestimmten Kultur. Den Waldnomaden Ceylons steht passendes Holz und zäher Bast zur Verfügung, während der Eskimo seinen Bogen aus Treibholzstückchen, aus Knochen und Sehnen mühselig, aber höchst sinnvoll zusammensetzen muss. Es handelt sich also bei all diesen Geräten keineswegs um Spielzeuge, sondern um Werkzeuge, die durch endloses Pröbeln der Idealform möglichst nahe gebracht worden sind, so dass aus ihrer Ähnlichkeit nicht unbedingt auf genetische Verwandtschaft geschlossen werden darf. Auf einer gegebenen Kulturstufe und bei gegebenem Material gibt es nur eine Ideal-

form z. B. des Jagens und darum sind so viele Bogen einander ähnlich. Je tiefer die Kulturstufe, desto einfacher ist das Instrumentarium und desto geringer sind demgemäss die Variationsmöglichkeiten: Knüppel und Stein, die wohl die Urgeräte der Menschheit darstellen, lassen sich nur in ganz beschränkter Masse, aber in ganz bestimmter Weise formen und daher finden wir eine auffallende Ähnlichkeit aller frühen steinzeitlichen Geräte über die ganze Erde, die nicht auf einer genetisch gleichen Kultur zu beruhen braucht. Erst bei einer gewissen Kulturhöhe hat das Instrumentarium sich so weit differenziert, dass verschiedene Typen, je nach geistiger Veranlagung und nach den Erfordernissen der Umgebung überhaupt entstehen können, die dann für die einzelnen Kulturen charakteristisch sind. Denn der Kulturfortschritt beruht auf Arbeitsteilung, der Geräte sowohl als der Individuen und die Überfülle der Berufe, Kenntnisse und Geräte ist es eben, was die moderne Kultur unterscheidet von der Kultur der parasitischen Sammler, wo jedes Individuum die ganze Summe der Kenntnisse, Fertigkeiten und Geräte seiner Kultur in sich vereinigt. Je tiefer wir daher in der Kultur hinabsteigen, desto ähnlicher werden sich die Völker, und ihre Geräte haben zuletzt alle im Knüppel und im Stein ihren Ursprung. So sind die Elementargedanken Bastians aufzufassen als ein Gemeinbesitz aller Menschen, ohne den der Mensch nicht Mensch wäre und seine Völkergedanken sind die sekundären Entwicklungen der Elementargedanken, als die Menschheit sich schon auf einer gewissen Kulturhöhe differenziert hatte. Elementargedanken sind die Säfte, die im Baume der Menschheit durch Stamm- und Ästesteigen, die Völkergedanken sind die Blätter und Früchte, die aus den nämlichen Säften auf den einzelnen Ästen individuell sich entwickeln. Wenn sie sich ähnlich sind, denn absolut identisch sind sie nie, so ist dies, weil sie dem gleichen Saftstrom entspringen. So sehr sich die Völker auch in Charakter und Fähigkeiten verschieden sind, so sehr sind sie sich ähnlich in all jenen Eigenschaften, welche der ganzen Menschheit angehören, eben in jenen Eigenschaften, die den Mensch vom Tiere unterscheiden: in der Fähigkeit, Erfahrungen anzusammeln, rückblickend Schlüsse zu ziehen und vorsehend für die Zukunft zu sorgen. Daher ist Erfindung stets am Werke und eine absolute Monogenese ist theoretisch undenkbar.

Ich bin in das Gebiet rein ethnologischer Streitfragen gekommen, denn es ist heute eines der wichtigsten Ziele der Ethnologie, auf Grund von Ähnlichkeiten in den Kulturen irgend welcher Völker, anthropogeographische Schlüsse zu ziehen, ein Versuch, der so lange nicht Erfolg haben kann, als über die prinzipielle Frage der Monogenese und Polygenese nicht Klarheit geschaffen ist. Es ist klar, dass gerade für Probleme des Kulturaustausches geographische und geologische Tatsachen von grosser

Bedeutung sind, handelt es sich für die Vertreter der Übertragungstheorie unter den Ethnographen oft um nichts weniger als z. B. um Kulturaustausch zwischen der alten und neuen Welt, wobei die geographische Möglichkeit eines Verkehrs zwischen den beiden Welten in früheren Erdperioden denn doch von einiger Wichtigkeit sein dürfte. Waren z. B. die geographischen Bedingungen vor Jahrtausenden so, dass ein lebhafter Verkehr zwischen O.-Asien und W.-Amerika stattfinden konnte, als die Meerschiffe notgedrungen noch höchst primitiv gewesen sein müssen; sind früher die Meeresströmungen so gewesen, dass eine Besiedlung der Südsee durch Naturvölker leichter gewesen wäre als heute; haben klimatische Änderungen grössere Wanderungen ganzer Rassen auslösen müssen, oder haben leicht passierbare Landbrücken existiert zwischen heute getrennten Gebieten wie Asien und Australien. Wenn all dies Fragen sind, die der Geologe eher beantworten soll als der Geograph, so gibt es doch der Probleme aus der jüngeren Menschheitsgeschichte genug, zu deren Lösung der Geograph herbeigezogen werden muss, wie z. B. die Verödung des Tarimbeckens, die zweifellos grosse Wanderungen ausgelöst hat, — überhaupt die geographischen Ursachen festzustellen, welche grosse Völkerverschiebungen verursacht haben könnten. Bei der absoluten Abhängigkeit des Menschen, besonders des Naturmenschen, von den geographischen Bedingungen seines Wohnortes, ist ein Zusammenarbeiten von Ethnologie, Anthropologie und Geographie eine Selbstverständlichkeit.

Es wäre daher auch in hohem Grade wünschbar, in einem ethnographischen Museum diese Abhängigkeit der Kultur von der Umgebung zum Ausdrucke bringen zu können, allein hiezu fehlen die technischen Mittel und Photographien von Landschaften helfen diesem Mangel kaum ab. Deshalb wird für den wenig unterrichteten Besucher eine ethnographische Sammlung nie das geschlossene, einheitliche Bild einer Kultur hervorrufen können wie bei jenem Beschauer, der auf Grund seines geographischen Wissens erkennen kann, wie jede Kultur mit tausend feinen und feinsten Fasern in ihrer Heimat wurzelt und von deren geographischen Bedingungen bis in alle Einzelheiten hinein abhängig ist. Für die Verbreitung ethnographischer Kenntnisse sind wir Ethnologen daher von der Tätigkeit des Geographen abhängig, weil er den Grund legen muss, auf dem das ethnographische Verständnis sich erst aufbauen kann. Da andererseits das letzte Interesse jeder Wissenschaft sich auf ihr Verhältnis zum Menschen bezieht, darf auch die Ethnologie die Aufmerksamkeit des Geographen beanspruchen.

Dieses Verhältnis von Boden und Mensch behandelt Richthofen von zwei Gesichtspunkten aus, dem der Siedlung und des Verkehrs, wobei er unter Siedlung im weitesten Sinne die Anpassung des Menschen an seine Umgebung versteht.

Unter den Siedlungsformen unterscheidet Richthofen die bodenvage und die bodenständige Siedlung. Bei der ersteren schweift der Mensch auf einem grösseren Erdraume frei umher und nimmt nirgends festen Aufenthalt, wenn er auch zeitweilig wieder an denselben Platz zurückkehrt, d. h. wenn seine Wanderungen einen gewissen Turnus innehalten. Bei der bodenständigen Siedlung ist der Mensch sesshaft. Gründe für die bodenvage Siedlung sind einerseits: „Kargheit der Natur, die an einer einzelnen Stelle nicht genügenden Lebensunterhalt gewährt, oder ihn je nach der Jahreszeit nur an verschiedenen Stellen gibt, andererseits: die ungenügende Kraft des Menschen und die Unlust zur Überwindung der Schwierigkeiten, um durch eigene Arbeit dem Boden zweckmässigere Produkte zu entlocken“.

Bei der bodenständigen Siedlung liefert derselbe Wohnplatz dem Menschen beständig genügend Produkte, sei es freiwillig, wie das bei Fischervölkern der Fall ist, sei es, dass der Mensch dem Boden die Nahrungsstoffe künstlich entlockt.

Die Siedlungsform hängt also eng von der Wirtschaftsform ab und in der Tat decken sich die zwei Wirtschaftsformen, die der Ethnologe unterscheidet, nämlich die parasitische und die symbiotische mit den vom Geographen abgeleiteten Siedlungsformen. Die parasitische Wirtschaftsform ist erschöpfend definiert durch Richthofens: Unlust oder Unfähigkeit des Menschen, dem Boden die nötigen Nahrungsmittel zu entlocken; der Mensch kann der Umgebung daher nur das zu seinem Unterhalt entnehmen, was sich am Überschuss der Naturprodukte für ihn vorfindet: Früchte, Knollen, Wurzeln, kleines und grösseres Getier und nur unter ganz besonders günstigen Umständen bietet dem Parasiten die Natur so reichlich Nahrung, dass er sesshaft werden kann, wie z. B. die Fischervölker am untern Jenissei oder N.-W.-amerikanische Indianerstämme, die aber als Parasiten doch stets noch an den Flüssen auf- und abwärts wandern. Auch die Eskimos und Aleuten sind noch nicht ganz sesshaft geworden.

Wenn die nomadischen Viehzüchter geographisch den bodenvagen Völkern zuzuzählen sind, gehören sie ethnologisch doch schon zu den Völkern mit symbiotischer Wirtschaftsform, denn sie üben eine gewisse Herrschaft über die Natur aus durch ihre Viehzucht, die planmässig den Bestand der Herden vergrössert, gerade wie der Hackbauer, durch die Bestellung des Feldes den Ertrag der Erde an nutzbaren Produkten vermehrt. Durch diese vorsorgliche Arbeit ist der symbiotisch lebende Mensch in viel höherem Masse frei von den Launen des Klimas und des Bodens als der Parasit, auf den jede Ungunst der Umgebung direkt einwirken muss, weil er nicht vorsorgt, wie der Hackbauer und Viehzüchter, die dadurch kurze Perioden der Teuerung leicht überstehen können; noch unabhängiger von den kleineren Schwankungen hat sich

durch die Verteilung der Weltproduktion und die Anlage gewaltiger Vorräte der moderne Mensch gemacht.

Wenn das Ziel jeder Kultur eine mögliche Unabhängigkeit des Menschen von äussern Einflüssen ist, so haben wir in dem Mass, in dem dieses Ziel erreicht wird, ein Mass für die Kulturhöhe und wir dürfen getrost die parasitischen Völker an den Anfang der kulturellen Stufenleiter stellen, ihnen folgen die symbiotisch lebenden Völker, die nicht nur in der materiellen, sondern auch in der ideellen Kultur höher stehen, weil erst eine gewisse Unabhängigkeit von der beständigen Sorge des Nahrungserwerbes eine Entwicklung ideeller Kultur erlaubt. Dass diese Einteilung richtig ist, zeigt ein Überblick über die Vertreter parasitischer Kultur, die in ihrer reinsten Form fast alle Völker sind, die auch anthropologisch zu den tiefstehenden gezählt werden müssen, und auffallend ist es, dass keine einzige kleinwüchsige Rasse die symbiotische Wirtschaftsform besitzt: alle sind Jäger und Sammler, in Horden die Steppe oder den Urwald durchstreifend, stets auf der Fährte des Wildes, mit den einfachsten Jagdgeräten nur ausgerüstet, fast jeden Hausgerätes entbehrend und für nur kurzen Aufenthalt mit leichten Schutzdächern sich begnügend. Es wären hier zu nennen die zentralafrikanischen Zwergvölker, die Buschmänner der Kalahari, die Weddah und ihre Verwandten in den Inseln Indonesiens, die Andamanesen, von den grosswüchsigen die Australier, die Tasmanier und die in die unwirtlichsten Gegenden verdrängten Feuerländer.

Der Kampf um den Nahrungserwerb ist, wie schon erwähnt, zu hart, als dass viel Energie zu anderer Betätigung frei bliebe, die religiösen Begriffe sind auf der untersten Stufe animistischer Vorstellungen stehen geblieben und der drastische Ausdruck dieses geringen Kulturbesitzes ist der geringe Raum, den die gesamte Ergologie eines solchen Volkes in einer ethnographischen Sammlung einnimmt: allein dieser Besitz ist desto ehrwürdiger, stellt er doch das Ur-Instrumentarium vor, mit dem der Mensch zuerst in jugendlicher Zuversicht den Kampf mit der Umwelt aufgenommen hat: die Kultur desjenigen Menschen, der im Diluvium Europa bewohnt hat. Und doch bilden die wenigen Geräte nur den kleineren Teil des Rüstzeuges, das dem Menschen auf jener Stufe zur Verfügung steht, denn ohne die aufs höchste entwickelte Kenntnis der Natur, der Pflanzen und der Jagdtiere würde auch die beste Waffe dem Parasiten wenig nützen, wie ihn beides nicht vor dem Untergange retten könnte, wäre es nicht mit einer erstaunlichen Anspruchslosigkeit und Leistungsfähigkeit des Körpers gepaart. Unerträglich wäre ein Leben unter gleichen Umständen für denjenigen, der die Mühsal und die Leiden kommender Tage voraussehen könnte, in denen Mangel an Wild und Fehlen essbarer Pflanzen periodisch das Gespenst des trostlosesten Darbens erstehen lassen; aber es ist eben das sorglose Leben in

der Gegenwart allein, das den Parasiten sein fröhlich armseliges Dasein lieben und jedes Sammeln von Vorräten verachten lässt. In nichts vielleicht zeigt es sich deutlicher, dass wir es mit einer Kindheitsstufe der Menschheit zu tun haben. Zahlreiche Zwischenformen leiten von diesen Parasiten zu den symbiotisch lebenden Völkern über. Bei einigen australischen Stämmen sehen wir den Anfang zum Pflanzenbau darin, dass die Schosse verzehrter Pflanzen beim Lagerplatz in die Erde gesteckt werden, wo man sie nach mehrmonatlicher Wanderung dann ausgewachsen wieder findet, eine Gewohnheit, aus der im Laufe der Generationen wohl ein sesshafter Hackbau sich entwickelt haben könnte; die Entstehung der Haustiere können wir beim Australier ebenfalls erkennen in der Zähmung des Dingo, der oft monatelang einer bestimmten Horde sich anschliesst, aus der er einen bestimmten Mann als seinen Herrn anerkennt, den er auf der Jagd unterstützt, dessen Jagdbeute er teilt: eine Symbiose, bei der beide Teile ihren Vorteil finden und einen Anfang des vorsorglichen Denkens darf man vielleicht in jenen merkwürdigen Totemzeremonien der Australier sehen, durch welche mit religiösen Mitteln und durch Analogiezauber eine Vermehrung des Jagdwildes erstrebt wird:

„Da ich ein Kind war,
Nicht wusste wo aus und ein,
Kehrt ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne“

Günstige Umstände, d. h. Leichtigkeit des Nahrungserwerbes durch Fisch- oder Wildreichtum lassen bei höher organisierten Völkern, wie es die grosswüchsigen Mongolen und Nordamerikaner sind, auch bei Parasiten eine gewisse Kulturhöhe entstehen und gerade der nordamerikanische Jäger zeigt, dass soziale Organisation, Kunst und Gewerbe auch bei Parasiten bestehen können. Allerdings ist nicht zu vergessen, dass viele nordamerikanische Prairienomaden vom Europäer aus festen Ansiedlungen im Osten in die westliche Steppe verdrängt worden sind und wie ihnen ferner im Pferd ein höchst nützliches Haustier vom Weissen gebracht worden ist, das die Jagd auf den Bison um vieles erleichterte und wie auch das massenhafte Vorkommen dieses wichtigen Jagdtieres die Existenzbedingungen für den Prairie-Indianer denkbar günstig gestaltete. Das bewirkte eine völlige Veränderung des Charakters der Indianer und wenn wir beobachten können, dass der Übergang vom Nomadismus zur Sesshaftigkeit bei den Primitiven nirgends freiwillig sich vollzogen hat, so sehen wir auch, dass die Indianer nur unter dem Zwange der äussersten Not sich wieder der früheren Sesshaftigkeit anbequemt haben. Denn es ist ein atavistisch tief begründeter Zug, jener Drang des Menschen nach dem freien, unbeengten Leben in der Steppe, jenes Untertauchen in die unbegrenzten Fluten der Urmenschheit,

dem einzelne Völker stets unterliegen wie z. B. die Zigeuner und das auch aus unserer Kultur einzelne Individuen unwiderstehlich anlockt. Es bedarf also nicht nur äusserer Kulturmittel, um vom parasitischen Nomadismus zu symbiotischer Sesshaftigkeit überzugehen, sondern auch eine Veränderung der seelischen Veranlagung. Es ist das Ergebnis einer lang andauernden Evolution, bis der Jäger zum Hackbauer wurde und besonders bei den, von äusserem Zwang nicht beengten Männern erhält sich die parasitische Neigung viel länger als bei den Frauen, denen von den Männern die Hauptlast der Pflege der Felder aufgebürdet wird. Zudem mag die ganze Psyche der Frau die Sesshaftigkeit vorziehen. Die Frauen müssen also bei allen Hackbauern fast allein die Felder besorgen und der Hauptteil der Nahrung wird aus den Feldern gezogen. Die Männer aber gehen statt dessen auf die Jagd oder den Fischfang, die beide nun schon mehr vergnüglicher Sport geworden sind, trotzdem die körperlichen Mühsale dabei kaum geringer sein werden als bei der Feldarbeit.

Den Genuss der so gewonnenen Fleischnahrung halten die Männer für ihr selbstverständliches Vorrecht. Hier zeigt sich schon der Anfang jener Arbeitsteilung, welche die symbiotische Wirtschaftsform erst ermöglicht und welche die Grundbedingung für jede höhere Kultur ist, einstweilen nur Arbeitsteilung der Geschlechter, indem die Arbeit, fast ausschliesslich der Frauen, in den Feldern für die gesamte Menschengruppe Nahrung schaffen muss, während in den höheren Formen des Feldbaues der Acker so vielfältig Frucht bringt, dass die Arbeit einer relativ wenig zahlreichen Bauernklasse eine grosse Bevölkerungszahl ernähren kann, die dadurch, von der Arbeit der direkten Nahrungsproduktion frei, andere kulturelle Leistungen ausführen kann: Gewerbe und Handel. Aber schon der einfache Hackbau, bei dem allein mit menschlicher Kraft die Felder bestellt werden, liefert so leicht Nahrung, dass bedeutende Energien, besonders bei den Männern zu anderer Tätigkeit verfügbar bleiben und daher tritt uns bei Hackbauern eine gegenüber den Parasiten erstaunliche Fülle von den verschiedensten Kulturprodukten entgegen. Die Technik entwickelt sich: Flechtereie, Holzschnitzerei, ja Weberei, auch die Töpferei und eine Architektur entstehen, wie der Parasit sie nicht kennt, und die religiösen Vorstellungen verdichten sich zur Annahme der verschiedensten Gottheiten, die in allen nur erdenkbaren Erscheinungsformen in das tägliche Leben eingreifen, die nicht nur durch allgemeine Analogiezauber beeinflusst, sondern durch Opfer und einen ausgebildeten Kultus zu versöhnen sind. Die Kenntnis des Ansammelns von Vorräten führt zu Besitz, der dann zur Erfindung von Geld in irgend einer Form führt, wodurch die eigene oder die Arbeitskraft anderer als potentielle Energie aufgestapelt werden kann. Dadurch entstehen soziale Stände, nicht nur wie bei den Parasiten

Häuptlinge, welche durch persönliche Tüchtigkeit eine Führerstelle erlangt haben, sondern erbliche Häuptlingswürde, die z. T. auf Besitz beruht, z. T. auch einer religiös bevorzugten Stellung ganzer Familien, was indirekt wohl wieder von grösserem Besitz abhängig ist. Da tritt dann auch der Krieg auf, der das sonst ziemlich tatenlose Leben der Männer auszufüllen hat. Und weil mit dem Hackbau der Mensch an die Scholle gebunden ist, entsteht der Verkehr oft schon in ganz geregelten Formen, wodurch die überschüssigen Produkte der einzelnen Siedlungen ausgetauscht werden und für den Wasserverkehr sind entwickelte und seetüchtige Boote erfunden worden.

Die Feldbaugeräte sind noch recht einfach, in ganz Ozeanien z. B. bildet der Grabstock, in seiner Urform nichts anderes als ein zugespitzter Stab, das einzige Gerät; in Afrika treten daneben Hacken mit Eisenklingen in verschiedenen Formen auf. Dennoch ist die Technik des Feldbaus keine geringe, in vielen Inseln der Südsee treffen wir Iri-gationsanlagen, welche als Meisterwerke einer zielbewusst und geschlossenen arbeitenden Volksgruppe bezeichnet werden dürfen.

Es kann ein Zweifel nicht bestehen, dass der Übergang vom Parasitismus zur Symbiose einen der wichtigsten Momente in der Kulturentwicklung der Menschheit darstellt, ändert er doch die Basis des ganzen Lebens aufs nachhaltigste und wird er doch nur ermöglicht durch eine völlige Umkehr des geistigen Verhaltens. Aus dem Menschen des Augenblicks musste ein Mensch werden, der an die Zukunft dachte; der natürliche Trieb, alle Vorräte aufzuzehren, musste zurückgedrängt werden durch die Überlegung, dass Saatgut erhalten bleiben müsse; der Ertrag der Ernte durfte nicht ungepflegt bleiben, sondern musste durch besondere Einrichtungen vor dem Verderben geschützt werden. Das bedeutete eine dem Menschen bis dahin ungewohnte Ausübung der Selbstzucht.

Als eine höhere Form des Hackbaus tritt der Pflugbau auf, der den Ertrag der Arbeit aufs vielfache gesteigert hat. Wo der Pflugbau entstanden sei, ist nicht ganz sicher zu entscheiden, leicht ist der Übergang auch hier auf keinen Fall eingetreten und er hat nicht kleinere Umwälzungen in der ganzen Lebensführung hervorgerufen als der Übergang von Parasitismus zum Hackbau.

Das wesentliche am Pflugbau ist die Verwendung anderer als nur menschlicher Arbeitskräfte. Das bedingt den Besitz eines Zugtieres und dieses wieder den Besitz eines Haustieres. Haustiere wie Schwein und Hund kennt schon der Hackbauer, die Tiere werden aber nur ihres Fleischwertes wegen gehalten und es war sicherlich die Folge einer langen Entwicklung, bis man die Zugkraft der Huftiere auszunützen verstand. Ferner musste ein Gerät erfunden werden, das vom Tiere gezogen, den Dienst der Hacke versah: der Pflug; dann mussten Körnerfrüchte gefunden werden, welche sich zum Pflugbau eignen, weil die

Knollenfrüchte des Hackbaus: Jams und Taro durch den Pflug nicht gebaut werden können und was vielleicht die schwierigste Änderung gewesen ist, die Feldarbeit musste aus den Händen der Frau in die des stärkeren Mannes übergehen, denn der Pflugbau ist überall Männerarbeit.

All diese Umwälzungen glaubt Ed. Hahn nur durch religiöse Impulse erklären zu können, das Haustier entstand nach ihm aus einem Opfertier, der Pflug, aus dem Wagen, der zuerst eine Gottheit dem Volke vorführte. Hahns Anschauungen haben heute in der Ethnologie festen Fuss gefasst, es lassen sich aber doch wichtige Einwände dagegen machen. So sind die primitivsten Pflüge radlos, der Pflug leitet sich also kaum vom Wagen ab, vielmehr erkennt man deutlich, wie der Pflug nichts anderes ist als eine vergrösserte Hacke, die nicht in die Erde eingeschlagen, sondern über den Boden hingezogen wird, und wenn wir uns der zahlreichen Tiere erinnern, welche die Naturvölker aus Spieltrieb sich gerne halten, so wird auf diesem Wege die Entstehung des Haustieres leichter zu erklären sein, als auf dem Umwege der Religion. Dass religiöse Vorstellungen eng mit dem Pflugbau verbunden sind, braucht bei der Verbindung der Religion mit allen Lebensäusserungen bei dem Naturmenschen nicht zu überraschen.

Über den Einfluss des Pflugbaues auf die ganze Kulturentwicklung kann kurz gesprochen werden, da nun alle jene Erscheinungen, die schon beim Hackbau erwähnt worden sind, sich im Pflugbau gewaltig weiter ausgebildet haben; zudem treten fast alle Völker mit dem Pflugbau in jene Stufe der Kultur ein, welche aus dem engeren Gebiete der Ethnologie auszuschalten ist.

Eine Sonderstellung nehmen die Viehzüchter ein. In der Regel liefert die Herde nun einen Teil der Nahrung, die pflanzliche Kost muss in nicht geringem Masse zu der allgemeinen Ernährung beihelfen. Notwendigerweise Nomaden, aber doch viel unabhängiger von der täglichen Gunst der Umgebung als die Jagdnomaden, bilden die Viehzüchter mit ihrer Kultur ein Mittelding zwischen der der Jäger und Hackbauern. Gewerbe und Kunst sind wenig entwickelt, da die Musse dazu und die Bequemlichkeit des ständigen häuslichen Herdes fehlen.

Wenn wir als wichtigsten Faktor für die Entstehung höherer Kulturstufen den Menschen und seine geistige Veranlagung bezeichnen müssen, so haben doch die äussern geographischen Bedingungen den grössten Einfluss auf die Leichtigkeit, mit welcher die Kulturentwicklung sich vollziehen kann; sie sind auch z. T. bestimmend für die Richtung, in welcher die Entwicklung sich bewegt. Die Geographie hat für den Ethnologen daher die wichtige Aufgabe, die Komponente in ihrer Richtung und Intensität festzulegen, die durch die geographischen Bedingungen gegeben ist.

Vom Verkehr abhängig ist der Handel, auch da spielen geographische Faktoren eine grosse Rolle, handelt es sich doch schon in den frühesten Kulturstufen um einen Handel mit Naturprodukten (färbenden Mineralien, Silix), die in ihrem Vorkommen an ein geographisches Gebiet gebunden sind. Aber auch Fabrikate sind an geographische Grenzen gebunden: die Töpferei kommt in Melanesien nicht überall vor, weil nicht an allen Orten Thon zu finden ist und in weiteren Gebieten findet ein Austausch derjenigen Fabrikate statt, deren Rohmaterialien

nicht überall vorkommen. Wenn es sich bei derartigem Handel erst rein um Tauschverkehr handelt, entwickelt sich bald der Handel mittelst einem allgemein gültigen Wertmesser, einem Gelde. Zu Geld werden entweder Artikel, die leicht massenhaft hergestellt werden können, z. B. Matten, mit Vorliebe aber Schmuckgegenstände, die nicht zu voluminös, fabrikmässig, aber doch nicht ohne Mühe herzustellen sind: Federschnüre, Perlenschnüre; nicht zuletzt aber Artikel, die für die Bevölkerung von grösstem Nutzen, erst spärlich, dann aber in Menge importiert werden (Salz, Eisen). Es wird der Geograph z. B. durch die Herkunftsbestimmung gewisser Handelswaren den Ethnologen grosse Dienste leisten können.

Damit wäre unser Überblick über die Berührungspunkte von Ethnologie und Geographie abgeschlossen. Es ist klar, dass es sich hier nur um Andeutungen handeln konnte, denn es wird kaum eine einzige Lebensäusserung des Menschen geben, die nicht mehr oder weniger direkt von seiner geographischen Umgebung beeinflusst würde, denn Mensch und Erde sind nicht zu trennen. Wenn für den Geographen auch das Studium des Menschen vielleicht erst in zweiter Linie in Betracht kommen kann, so wird er doch kaum der Versuchung widerstehen können, die letzten Konsequenzen ziehend, das Verhältnis des Menschen zur Erde in den Kreis seiner Betrachtungen einzuschliessen. Man darf wohl fordern, dass hierin das letzte Ziel geographischer Forschung erblickt werde.

Wenn nun für den Geographen das Verhältnis Erde und Mensch am Ende der Forschung steht, so steht dieses Verhältnis für den Ethnographen am Anfange aller weiteren Studien, denn darauf erst bauen sich alle übrigen Lebensäusserungen auf, das Verhältnis von Mensch zu Mensch und von Mensch zu den übersinnlichen Gewalten. Ist hier in erster Linie auch die geistige Veranlagung des Menschen massgebend, so wird diese im einzelnen doch stark beeinflusst von den geographischen Faktoren. Denn aus der Erde zieht der Mensch seine Kräfte, in der Erde wurzelt er und die Erde wird ihm mit ihren Lebenskräften auch ihre besonderen Eigenschaften zukommen lassen. Aus der Erde stammend, wird der Mensch fast überall nach dem Tode wieder der Erde übergeben und bei fast allen Völkern ist die Erde das weibliche Prinzip, dem der Samen in den Schooss gelegt wird, das die Samen zur Reife bringt. Dass alle Kräfte des Menschen in der Erde ihren Ursprung nehmen, haben die Naturvölker geahnt, und hat der Ethnologe klarer erkennen können und mit Recht spricht man von der „Mutter Erde“.